

Ueber's Meer.

Roman von **P. E. v. Areg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Geben Sie mir Ihr Fremdenbuch," gebot der Kommissär. „In diesem Falle muß Arend sich ja darin eingeschrieben finden."

Der Wirth holte das Buch, und der Kommissär überblickte es.

„Hier ist der richtige Eintrag," sagte der Letztere, als er seine Durchsicht beendet. „Der Mann hat sich ziemlich lange bei Ihnen aufgehalten, länger als eine Woche. Er verließ Ihr Haus am 4. August. In dieser Zwischenzeit sind Sie doch jedenfalls so vielfach mit Ihrem Gaste in Berührung gekommen, daß Sie über seine Absichten und Zwecke nicht vollkommen im Unklaren geblieben sein können. Ließ der Mann nichts darüber vernehmen, wohin er sich zu begeben beabsichtigte, als er von Ihnen wegging?"

„Doch, Herr Kommissär. Er sprach davon, daß er Europa verlassen und seinen Aufenthalt in der neuen Welt zu nehmen willens sei."

„Führen Sie mich nach der Stube, die er inne hatte!"

Der Wirth zögerte einen Augenblick. Als der Polizeibeamte fragend zu ihm aufblickte, sagte er: „Ich kann noch eine Angabe über den Wilhelm Arend machen. Er muß Helfershelfer in der Stadt hier haben. Als er ankam, war er in den Kleidern eines Strolches, als er fortging hatte er einen feinen und modernen Anzug. Auch Geld hatte er schließlich reichlich, während es ihm anfangs daran fehlte."

„Es ist gut," entgegnete der Kommissär. „Nunmehr vorwärts, mit der Laterne nach oben!"

Sie stiegen die Treppe hinauf, und im Oberstock öffnete der Wirth die Thür zu einem sehr kleinen Gemach. Es war sehr einfach eingerichtet und enthielt nichts, als ein dürftiges Bett, eine Kommode, einen Schrank, einen Tisch und einen Stuhl.

Der Polizeibeamte durchstöberte das Bett zunächst sorgfältig, während der Wirth leuchtete. Aber obgleich er von jedem Kissen den Ueberzug abzog, jedes Pfühl betrachtete und das die Unterlage bildende Stroh mit Sorgfalt durchsuchte, er fand nichts, was auf den Mann, den er suchte, irgend welchen Bezug hatte. Nunmehr kam die Kommode an die Reihe. Aber auch hier war die genaueste Nachforschung nicht von irgend welchem Erfolge begleitet.

So gelangte man endlich zur Durchsuchung des Schrankes. Sobald die Thür geöffnet wurde, sah der Kommissär hinten in der Ecke ein zusammengewickeltes Packet liegen, das offenbar Kleidungsstücke enthielt. Er nahm es heraus und ging damit zu dem Tische, um die Kleider dort näher zu untersuchen.

„Das ist der Anzug," sagte der Wirth, als er die Kleidungsstücke vor sich ausgebreitet sah, „den der Arend trug, als er ankam, und den er zurückließ, als er wegging. Es war das Einfachste, sich auf diesem Wege des überflüssig gewordenen zu entledigen."

Der Polizeibeamte durchsuchte jedes Stück des schäbigen Anzuges mit peinlichster Sorgfalt, kehrte jede Tasche um und spähte hinter jede Falte: nichts war zu entdecken, absolut nichts. Verdrießlich legte er Beinkleid und Weste wieder zusammen, auf seinem Gesichte lag deutlich die Täuschung ausgesprochen, die ihm sein Mißerfolg abrang. Aber bevor er den Rock zu dem übrigen legte, begann er denselben noch einmal nach allen Seiten hin mit der rechten Hand zu durchgreifen. Und diesmal fand er etwas, hinten unter den Rückentaschen in der äußersten Ecke fühlte er einen kleinen, viereckigen, harten Gegenstand. Er zog sein Taschenmesser heraus und trennte mit einem einzigen Schnitte das Futter von dem Außenstoffe. Ein kleines Stück Pappe fiel in seine Hand. Er hielt es in den Lichtschein der Laterne. Es war ein Eisenbahnbillet von Ostende nach Verviers. Der Schnittstempel zeigte das Datum des 10. Juli. Das war der Tag des Ueberfalls der Eisenbahnpost. Das Billet war durch ein Loch in der Rückentasche in den verborgenen Winkel geschlüpft.



Arrigo Boito. (S. 155)

Tappmann steckte das Billet in seine Tasche, packte die Kleider zusammen und verließ mit dem Packet unter dem Arme die Schänke.

Fünf Minuten später saß Josua Sittig wieder halb träumend hinter seinem Schänktische.

— — — — — — — — — —

Um sechs Uhr Morgens beginnt die offizielle Thätigkeit im Hamburger Hafen.

Wenige Minuten nach dieser Stunde erschien Kommissär Tappmann daselbst und begab sich unverweilt in das Bureau der Hafenpolizei.

Der amtirende Beamte empfing den ihm Wohlbekannten mit kollegialischer Freundlichkeit.

„Ich bedarf sofort eines Nachweises aus Ihren Listen, ob am 4. August dieses Jahres eine männliche Person, Namens Wilhelm Arend, Hamburg mittelst Schiffes verlassen hat und wohin sich die Reise desselben gerichtet."

Fünf Minuten später wußte er, daß der Genannte am gedachten Tage mit dem Transportdampfer „Falke", Kapitän Allings, nach New-York abgereist sei. Der Kapitän hatte am Tage vorher bei seiner dienstlichen Anwesenheit im Bureau der Hafenpolizei die Anmeldung selbst besorgt.

Mit dieser Auskunft ging Tappmann nach der Stadt zurück. Sein Plan war fertig. Ein Transportdampfer gebrauchte regelmäßig drei Wochen, um die Ueberfahrt zu vollenden. Mit dem Postdampfer konnte er denselben Weg in acht bis höchstens neun Tagen zurücklegen; brach er also ohne Verweilen noch heute auf, so war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er noch vor dem „Falken" oder doch zugleich mit demselben drüben anlangte, und den Burschen den er suchte, in Empfang nehmen konnte, vorausgesetzt, daß dieser nicht vielleicht vorgezogen hatte, einen englischen oder belgischen Hafen als Absteigeort zu benutzen.

Jedenfalls bedurfte er zu seinem Vorhaben der Zustimmung des Chefs und der erforderlichen Vollmachten für den Fall, daß er den Burschen, nicht mehr auf dem deutschen Schiffe, sondern bereits am Lande antraf.

Er ging zunächst nach Hause und packte zusammen, was er zur Reise bedurfte.

Um neun Uhr war er auf dem Polizeigericht, hielt dem Chef seinen Vortrag, empfing die Genehmigung, den Verbrecher persönlich zu verfolgen, nebst allen Vollmachten, deren er bedurfte.

Am Mittag desselben Tages ging der Postdampfer „Räthia" nach New-York.

Tappmann begleitete ihn als Passagier der zweiten Kajüte.

8.

Die Mondscheibe stand leuchtend am Nachthimmel, es fehlten nur wenige Tage bis zum Vollmond. Die Meeresfluth schimmerte in dem eigenthümlichen weißen Glanze, den sie an Stelle ihrer verschiedenartigen Färbung während des Tages regelmäßig zur Nachtzeit anzunehmen pflegt. So heiter der Tag gewesen war, so still und lieblich war die Nacht. Der „Falke" durchschnitt auf seinem geraden Kurse die leichtbewegten Wogen und ließ einen langen, phosphoreszirenden Streifen hinter sich.

Die Wache hatte um Mitternacht gewechselt; aber trotz der späten Nachtstunde schimmerte noch der Lichtglanz aus den Fenstern der Kapitänskajüte, ein Beweis, daß der Inhaber sein Lager noch nicht aufgesucht hatte. Das war schon während so mancher Nacht, so lange diese Ueberfahrt dauerte, geschehen und konnte deshalb auch der Mannschaft in keiner Weise auffallen. Kapitän Allings hatte kein Bedürfniß nach Ruhe, aber auch die Beschäftigung, die er sich erwählt hatte, vermochte nicht den rastlosen Flug der Gedanken zu fesseln. Ein Buch lag aufgeschlagen vor ihm, aber sein Auge glitt interesselos über die Blätter, und so oft er auch versuchte, zur Fortsetzung seiner Lektüre sich zu sammeln, ebenso oft lenkten sich seine Gedanken wieder in andere Bahnen, die in keinerlei Zusammenhang mit dem standen, was er eben zu lesen versucht hatte.

Er hörte den harten Schritt der sich ablösenden Wachen auf dem Verdecke. Gleich darauf trat wieder die lautlose Stille der Nacht ein.

Das sagte ihm, daß Mitternacht vorüber sei, und daß ihn Tom erwarte.

Aber noch länger als eine Viertelstunde blieb er regungslos auf seinem Platze; der Schlaf sollte erst Besitz greifen von dem Müden, der eben in seine Hängematte gekrochen war.

Dann erst erhob er sich; sein Schritt in der Kajüte und auf den von ihr auf das Verdeck führenden Stufen war so leicht, wie der einer Katze; Niemand hätte geglaubt, wenn er seine Bewegungen zu sehen vermocht hätte, daß ein Mann von seinen Proportionen sich mit solcher Leichtigkeit fortbewegen könne.

Auf dem Deck blieb er stehen und blickte zuerst auf den gestirnten Himmel und dann auf die Meerfluth: wie oft mochten seine Augen schon auf diesen Wundern der Natur geruht haben, allein ihren Einfluß auf das Gemüth des Mannes hatten sie noch nicht verloren.

Er seufzte tief auf, wie aus dem Grunde seiner Seele. Darauf glitt sein Blick über das Verdeck; eine dunkle Gestalt lehnte am Ruder.

Es war der Neger.

Ihm war das Herannahen des Kapitäns in keiner Weise entgangen; seine Sinne waren scharf genug, um bei so hellem Mondschein sich nichts von dem entgehen zu lassen, was auf dem Verdeck geschah, mochten die Vorkommnisse Auge oder Ohr in Anspruch nehmen.

„Sind wir ungestört und unbelauscht, Tom?" fragte der Kapitän mit halblauter, gedämpfter Stimme.

„Die Maats schlafen unten im Roof, Massa Kapitän," entgegnete der Gefragte, „und der Passagier in seiner Kabine; Niemand kann uns hören."

„Bevor die Sonne heute ihren höchsten Stand erreicht hat, werden wir im Hafen von New-York landen. Ich wünsche, daß Du jede sich Dir dort darbietende Gelegenheit ergreifst, um Dein Schicksal von dem meinen zu trennen. Die Wege, die mir künftig zu wandeln vorgeschrieben sind, taugen nicht dazu, Dich auf ihren Bahnen weiter zu führen. Ich kann Dir nichts weiter sagen, als daß sie Dich in's Verderben locken würden, und Du bist dem Kampfe mit den finsteren Schicksalsmächten nicht gewachsen. Deshalb sollst Du von mir gehen, Tom; suche Dein Glück auf einem anderen Platze, als auf dem ich stehe."

„Und Sie können glauben, Massa Kapitän," versetzte der Schwarze, „Tom könne fortgehen von seinem gütigen Herrn, weil er sich fürchtet, schwere Zeiten mit durchzumachen, nachdem er zehn Jahre lang die guten genossen? Ich bin nur ein armer Mensch ohne viel Verstand und Ueberlegung, aber Dankbarkeit, Massa Kapitän, ist eine Leuten meiner Farbe angeborene Eigenschaft. Was Sie mir sagen, um mich für die Zukunft von Ihnen fernzuhalten, das ist es gerade, was mich bestärkt, in dankbarer Treue bei Ihnen auszuhalten. Und wenn Sie mich nicht mit dem Stocke vom Bord weisen, Massa Kapitän, freiwillig werde ich niemals darein willigen, mich in bösen Tagen von Ihnen zu entfernen."

„Ich wußte im Voraus, daß ich einen schweren Stand mit Dir haben würde, Tom, denn es ist mir gut genug bekannt, mit welcher treuen Anhänglichkeit gegen mich Dich diese langen Jahre gemeinsamen Beisammenseins erfüllt haben. Allein gerade darin, daß wir bisher zusammen zu gehören schienen, erkenne, daß es nur die schwerwiegendsten Gründe sind, die mich dazu bestimmt haben, Dich zu bewegen, Deinen Schicksalsweg von dem meinen zu trennen. Wenn Du jetzt die Gelegenheit dazu versäumst, wird sie sich Dir voraussichtlich niemals wieder bieten. Das laß Dir gesagt sein. Was ich bisher mein nannte, entreißt mir das Geschick mit einem einzigen Streiche. Ich kann diese unselige Existenz nur weiter führen, wenn ich den Kampf wage mit der ganzen Welt. Und das Ende dieses Kampfes steht klar vor meinen Augen, jetzt schon, bevor ich ihn beginne: die Welt wird den Sieg haben, und ich werde untergehen. Ich sage Dir mehr, als ich Dir eigentlich sagen sollte; es geschieht, um Dich zu dem Entschlusse zu kräftigen, zu dem ich Dir rathe: verlasse mich, Tom."

„Ich werde bleiben, Massa Kapitän!"

„Thor, Unsinniger, Du rennst mit offenen Augen in Dein Verderben!"

„Mag es sein, wenn ich bei Ihnen verderbe, Massa Kapitän."

„Ist das Dein unwiderruflicher, letzter Entschluß?"

„Er ist es!"

Der Kapitän betrachtet den Neger mit einem wehmüthigen und mitleidsvollen Blicke.

„Du hast eine schlechte Wahl getroffen, Tom, und wirst die bösen Folgen bald genug verspüren. — Doch nun höre, was zuerst geschehen muß."

Allings beugte seinen Kopf bis zu dem Ohre des Schwarzen nieder und dämpfte seine Stimme noch so sehr, daß das murmelnde Geräusch der Töne trotz der Stille der Nacht und der schweigenden Ruhe auf dem Schiffe nur im Ohre dessen verständlich war, zu dem er sprach. Das monotone Geräusch der an den Rumpf des Schiffes anschlagenden Wellen und der regelmäßig wiederkehrende Stoß des aus der Maschine entweichenden Dampfes machten das Erlauschen eines gesprochenen Wortes vollkommen unmöglich.

Der Kapitän sprach lange, wohl eine halbe Stunde lang. Als er sich endlich von dem Neger trennte, gab er diesem die Hand und drückte sie bedeutungsvoll.

Erst als sich im Osten die ersten Anzeichen des Sonnenaufganges am Himmel gewahren ließen, erlosch das Licht in der Kajüte des Kapitäns. —

Der einzige Passagier vom „Falken", Wilhelm Arend, war ganz gegen seine Gewohnheit schon eine Stunde nach Tagesanbruch aus seiner Hängematte gekrochen an dem Morgen, in dessen Verlauf man das Land zu erreichen gewiß war.

Nur wenige Augenblicke später war auch Kapitän Allings aus seiner Kajüte herausgekommen und hatte auf seinen so zeitig munter gewordenen Passagier einen Blick der Verwunderung geworfen. Das war aber auch das Einzige gewesen, was zwischen den beiden Männern vorgegangen; Arend hatte schweigend, die brennende Cigarette in der Hand, seinen Spaziergang längs des Deckes fortgesetzt, und Allings war, nachdem er seine Befehle für die bevorstehende Landung ertheilt hatte, ohne ein Wort an den Anderen zu richten, wiederum nach seiner Kajüte hinabgestiegen.

Und wie der Morgen vorschritt, mehrten sich die Anzeichen, daß man sich dem Festlande nähere. Der schwache, blaue Nebelstreifen im Westen, der die Küste andeutete, nahm an Gestalt und Ausdehnung zu; die Vogelwelt sandte ihre ersten Boten dem ankommenden Schiffe entgegen, die munter um die Masten flatterten,

aber mit Sorgfalt sich hüteten, dem qualmenden Schlote sich zu nahen oder den Streifen von Dampf und Rauch zu kreuzen, den das Schiff hinter sich her schleppte wie eine lange, graue Fahne. Und wie die Küste sich dem Auge deutlicher aus ihrem Nebel heraus entwickelte, nahm auch das Leben auf dem Wasser eine lebhaftere und bewegtere Gestalt und Färbung an. Fischerboote waren beschäftigt, ihre Netze auszuwerfen und ihren Fang zu bergen; man kreuzte Schiffe, die mit Anbruch des Morgens den Hafen verlassen hatten, um ihren weiteren und näheren Bestimmungsorten entgegenzuziehen, andere Fahrzeuge, gleich dem „Falken" nach dem nahen Hafen bestimmt, näherten sich oder wurden überholt. Die majestätische Einsamkeit des Meeres war verschwunden, die geschäftige Thätigkeit der Menschen war an ihre Stelle getreten.

Wilhelm Arend trat in die Thür zur Kajüte des Kapitäns.

„Leihe mir Dein Fernrohr auf einige Augenblicke, Arno," sagte er, „ich will einen kleinen Ausguck halten."

Er empfing das Gewünschte ohne eine weitere Bemerkung und stieg damit nach der Mars (Mastkorb) des Großmastes mit einer Leichtigkeit hinauf, die deutlich verrieth, daß ein Weg auf den Wanten zu etwas Alltäglichem für ihn gehörte.

Arend hielt seinen Ausguck zunächst nach Westen, also der Gegend zu, nach welcher der „Falke" steuerte. Was er dort zu sehen bekam, erregte sein Interesse augenscheinlich wenig. Das Glas, dessen er sich bediente, war gut; er vermochte den Mastenwald deutlich zu erkennen, der sich im Hafen von New-York ausbreitete, die ungeheure Stadt mit ihren fernschimmernden Kirchen und Palästen, die ungeheure Kettenbrücke über den East River, die sie mit Brooklyn verbindet, die sich auf der Bedloe-Insel erhebende Kolossalstatue der Freiheit, das Alles lag in größter Deutlichkeit vor seinem Auge. Allein Details auf dem buntbewegten Wasserspiegel zu unterscheiden, war von hier aus noch unmöglich. Das war vermuthlich der Grund, daß er sich nach wenigen Minuten von dieser Seite abwandte und das Rohr nach der entgegengesetzten richtete.

Was er hier erblickte, mußte seine Aufmerksamkeit in sehr erhöhtem Maße in Anspruch nehmen, denn wiederholt setzte er, sobald das Auge ermüdete, das Fernrohr ab, um es nach einigen Augenblicken der Erholung genau wieder in derselben Richtung an's Auge zu führen.

Er erblickte nämlich, wenn auch noch in stundenweiter Entfernung, einen großen Dampfer, der mit der vollen Kraft seiner Maschine und seiner Segel am Horizont heraufkam.

Man sah es seinen, sonst so selten in ihrer Gleichgiltigkeit veränderten Zügen an, daß die Erscheinungen dieses Schiffes sein Mißbehagen erregte. Nach kurzer Zeit schob er das Rohr zusammen und blieb einige Minuten wie in tiefen Gedanken sitzen. Dann erhob er sich und glitt mit der Geschwindigkeit eines Affen am Tauwerk nieder. Er brachte dem Kapitän das von ihm geliehene Instrument zurück.

„Bist Du in der Lage, Arno," fragte er bei dieser Gelegenheit, sobald er die Kajütenthür hinter sich geschlossen hatte, „mir in diesem Augenblicke die Summe zu behändigen, die Du für mich bis dahin bestimmt hast, daß ich in Sacramento die mir mit Beginn des nächsten Vierteljahres ausgesetzte Rente in Empfang nehme? Ich habe nicht Lust, mich mit Deinem Schiffe in den Hafen von New-York zu begeben, sondern gedenke hier eine kleine Fischpartie mitzumachen, da sich dazu augenblicklich vielfältige Gelegenheit bietet."

Der Kapitän sah mit prüfendem Auge zu ihm auf. „Eine ziemlich sonderbare Idee," versetzte er. „Ist es erlaubt, darnach zu fragen, was mit einem Male einen derartigen Entschluß in Dir zeitigt?"

„Laß es sein, was es will," entgegnete der Andere. „Du wirst keine allzu große Trauer darüber empfinden, wenn sich unsere Schicksalswege einige Stunden früher voneinander trennen, als ursprünglich in Aussicht genommen war. Wie steht es mit dem Gelde?"

„Du kannst es sofort empfangen," erwiederte der Kapitän, ohne mit einem weiteren Worte auf seine erste Frage zurückzukommen.

Er öffnete den kleinen Schrank, der hinter seinem gewöhnlichen Sitze in der Kajütenwand eingelassen war, und nahm aus demselben ein Packet Greenbacks,*) die er zu dem Zwecke, welchem sie jetzt dienen mußten, augenscheinlich schon länger bereit gelegt hatte.

„Hier sind vierhundert Dollars," sagte er. „Benutze sie wie ein Kluger und nicht wie ein Narr. Es ist das letzte Geld, das aus meiner Hand direkt in die Deine übergeht. Die Summe genügt mehr als vollständig, um Dich bis zum 1. Oktober anständig leben zu lassen, und Deine Uebersiedlung nach Sacramento bewerkstelligen zu können. Bleib' dessen eingedenk, was zwischen uns verabredet ist. So lange das geschieht, wirst Du niemals Gelegenheit finden, über meine zu geringe Freigebigkeit zu klagen. Solltest Du Dich aber bestreben, unsere Verabredung zu vergessen, so —"

„Bemühe Dich nicht weiter, ich bin sehr wohl im Stande, mir selbst sagen zu können, wessen ich im anderen Falle gewärtig sein müßte. Jetzt hast Du wohl die Güte, mich auf Deck zu begleiten, damit es bei der nächsten passenden Gelegenheit nicht an der Möglichkeit für mich fehlt, Dein Schiff verlassen zu können."

Willig folgte der Kapitän dem Vorausschreitenden die wenigen Stufen der Kajütentreppe hinan bis an's Deck.

Arend schritt zum Backbord und blickte auf's Wasser.

In einer Entfernung, in der sich der Ton der menschlichen Stimme noch vernehmbar machen konnte, schwankte ein Fischerboot.

„Boot ahoi!" So lautete Arend's Anruf. Gleichzeitig gab der Kapitän Befehl zu stoppen.

Der Dampfer beschrieb eine Kurve, die Maschine stand still.

Man befand sich kaum hundert Schritte mehr von jenem Boote.

Neugierig hatten die Fischer aufgeschaut, als sie den ihnen geltenden Aufruf vernommen. Jetzt legten sie die Riemen ein, als sie sahen, daß der Dampfer ihrer wartete, und kamen heran.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nordamerikanisches Papiergeld.

Arrigo Boito.

(Mit Porträt auf Seite 153.)

Unter den jüngeren italienischen Opernkomponisten der Gegenwart ist einer der namhaftesten Arrigo Boito (siehe das Porträt auf S. 153), dessen Oper „Mephisto" nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch auf zahlreichen deutschen Bühnen großen Beifall gefunden hat. Er ist am 24. Februar 1842 zu Padua geboren und erhielt seine musikalische Ausbildung am Mailänder Konservatorium. Wiederholte Reisen machten ihn mit der deutschen Musik bekannt und erweckten seine Begeisterung für Richard Wagner, den er sich auf dem Gebiete der Oper zum Muster nahm, ohne darum in sklavische Nachahmung zu verfallen. Seine wichtigsten bisherigen Werke sind die Opern: „Mephisto", „Hero und Leander" und „Nero", sowie die Kantaten: „Der 4. Juni", „Die Schwestern Italiens", und „Ode an die Kunst". Zu allen diesen Werken hat sich Boito die Texte selber geschrieben; er beweist als Dichter eine große Vielseitigkeit und hat auch noch eine ganze Reihe von Opernlibretti für andere Komponisten verfaßt, so namentlich für Verdi das Textbuch zu seinem „Othello" und dem soeben vollendeten „Falstaff", dem neuesten Werke des greisen Tondichters. Boito ist vom König Humbert zum Komandatore des Ordens der italienischen Krone ernannt worden, ferner ist er Mitglied der dramatisch-musikalischen Kommission für das Königreich Italien.

„Die Religion", Statue, ausgeführt von José Reynés.

(Mit Bild auf Seite 156.)

Einer der vielversprechendsten jüngeren Bildhauer Spaniens ist José Reynés, dessen Statue „Die Religion" wir unseren Lesern auf S. 156 nach einer photographischen Aufnahme vorführen. Die edle Frauengestalt, deren Glieder ein antikes Gewand mit prächtigem Faltenwurf umhüllt, trägt in der hocherhobenen Rechten das Kreuz als Symbol des christlichen Glaubens, während ihre Linke die Palme des Friedens und Sieges hält, die dem Weltüberwinder winkt. Das vorzüglich ausgeführte Werk hat nichts von der Kälte so vieler allegorischen Darstellungen, sondern fesselt sowohl durch den edlen Fluß der Linien, wie durch energischen Ausdruck.

Gustav Wasa unter den Bauern zu Mora.

(Mit Bild auf Seite 157.)

Schwedens Volksheld ist der nachmalige König Gustav I., eigentlich Gustav Erichson, von seinem Hauswappen, einem Garnknäuel, Wasa genannt, der das Land von der dänischen Fremdherrschaft befreite. Am 12. März 1496 zu Lindholm in Upland als der älteste Sohn des Reichsraths und Ritters Erich Johannsen geboren, widmete er sich schon früh dem Waffenhandwerk. In der Schlacht von Brännkyrka (1518), worin Sten Sture den Dänenkönig Christian II. besiegte, trug Gustav Erichson das schwedische Banner, wurde aber bald nachher den Dänen als Geisel ausgeliefert. 1519 entwich er, hielt sich erst längere Zeit in Lübeck verborgen und landete dann am 31. Mai 1520 wieder in Schweden, das damals ganz in den Händen der Dänen war. Verkleidet und stets von den dänischen Soldaten verfolgt, irrte Gustav im Lande umher, bis das sogenannte Stockholmer Blutbad (November 1520), dem auch sein Vater und Schwager als Opfer fielen, unter den Schweden glühenden Rachedurst und die Sehnsucht nach Abschüttelung der Fremdherrschaft weckte. Da trat Gustav Wasa um die Weihnachtszeit 1520 auf dem Marktplatz zu Mora offen unter die aus der ganzen Landschaft zusammengeströmten Bauern und forderte sie in begeisterter Rede zur Erringung der Freiheit auf (siehe unser Bild auf S. 157). Seine Worte zündeten: viele Landleute griffen zu den Waffen und schlossen sich Gustav an, der schon zu Pfingsten 1521 siegreich in Upsala einziehen konnte. Mit Hartnäckigkeit ward der Befreiungskampf alsdann fortgesetzt, bis die Union von Calmar für immer gelöst und Gustav am 7. Juni 1523 vom Reichstage zum Könige von Schweden gewählt wurde.

Das Gebet der Mutter.

Aus den Erinnerungen eines Gefängnißinspektors.

Von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Ich war in den sechziger Jahren Gefängnißinspektor in M. und so mit Amtsgeschäften überhäuft, daß mir täglich kaum eine Stunde übrig blieb, um einen kleinen Spaziergang zu machen, und selbst bei diesen Spaziergängen suchte ich noch Berufsgeschäfte zu erledigen. Besonders kam ich oft in den Laden der Wittwe Hoppe, welche für die Anstalt schon seit Jahren das erforderliche Leinwand- und Drillichzeug für die Wäsche und Anzüge der Gefangenen lieferte.

Das Geschäft der Wittwe Hoppe, die anfangs nur durch ihre Tochter unterstützt wurde, ging so vortrefflich, daß später noch ein junges Mädchen als Verkäuferin angestellt werden mußte, das, wie ich nebenbei erfuhr, erst seit ganz kurzer Zeit nach M. gekommen war.

In letzter Zeit waren meine Geschäfte der-

artig angewachsen, daß selbst diese kleinen Spaziergänge in Wegfall kommen mußten, und so erfuhr ich denn nur durch meine Gefangenenwärter, welche nun die Bestellungen durch Zettel ausrichteten und die Antworten aus dem Geschäft der Frau Hoppe brachten, daß dort jetzt auch noch ein Buchhalter fungire.

Es war an einem Nachmittag im Spätherbste kurz nach Tisch, als mich der Gefangenenwärter vom Dienst nach dem Bureau rief mit der Meldung, es sei eine Untersuchungsgefangene eingeliefert worden. Ich eilte nach meinem Amtszimmer und war hier nicht wenig erstaunt, die junge Verkäuferin aus dem Laden der Wittwe Hoppe zu sehen. Ich ließ sie vorläufig abtreten und mir von dem Polizeiverwalter der Stadt, welcher sie verhaftet hatte, die nöthigen Mittheilungen machen. Aus diesen erfuhr ich Folgendes:

Die Wittwe Hoppe war am Morgen bei ihm erschienen, um ihm mitzutheilen, daß ihr seit einiger Zeit beständig größere und kleinere Beträge aus der Kasse entwendet würden, und daß sie Verdacht auf die Verkäuferin habe. Seit diesem Morgen vermisse sie einen Fünfzigthalerschein, und sie bäte den Polizeiverwalter, in ihrem Hause eine Haussuchung abzuhalten; denn nur ein Hausdieb könnte aus der offenen Ladenkasse den Fünfzigthalerschein entwendet haben.

Der Polizeiverwalter nahm denn auch die Haussuchung vor, deren Ergebniß ein ganz überraschendes war. In dem Koffer der Verkäuferin fand sich der Fünfzigthalerschein vor, und trotzdem diese unter den heiligsten Schwüren betheuerte, daß sie unschuldig sei, so genügte doch die Auffindung des gestohlenen Geldes, um sie sofort zu verhaften.

Der Polizeiverwalter entfernte sich, nachdem er mir den Sachverhalt klar gelegt hatte, und ich ließ mir jetzt die Angeklagte wieder vorführen. Aus dem Einlieferungsschein ersah ich, daß sie Johanna Miltenstein heiße und in Wesel geboren sei, ich mußte jedoch ihre Personalien noch einmal aufnehmen und fragte sie, nachdem die ersten Vorfragen erledigt waren:

„Haben Sie noch Eltern?"

„Nein!"

„Sind Sie bei Ihren Eltern erzogen worden?"

„Jawohl, ich war bis zu meinem fünfzehnten Jahre bei meiner Mutter; mein Vater war sehr früh gestorben, und meine Mutter suchte uns, so gut es ging, zu ernähren. Als ich aber in jenes Alter gekommen war, wurden unsere Verhältnisse so schlimm, daß ich selbst einsah, wie nothwendig es sei, wenn ich mich von meiner Mutter trennte und mir selbst meinen Lebensunterhalt zu verdienen suchte. Ich nahm eine Stelle als Dienstmädchen an und hatte Glück, denn meine Dienstherrschaft verwendete mich bald im Geschäft als Verkäuferin. Nachdem ich meine Lehrzeit beendet hatte, wurden mir auch außerhalb meiner Vaterstadt bessere Stellen angeboten, die ich annahm, bis ich hierher kam."

„Lebt Ihre Mutter jetzt noch?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe von meiner Mutter während meiner ersten Stellung außerhalb meiner Vaterstadt nur noch einen einzigen Brief erhalten, in dem sie mir mittheilte, daß sie sich von Neuem verheirathet habe und mit ihrem Manne nach Amerika gehe. Sie wollte mir von Amerika aus nähere Mittheilungen machen, wie es ihr ginge, und mich auch nachkommen lassen, ich habe aber nie wieder von ihr eine Nachricht empfangen."

„Es ging Ihnen aber sonst in Ihren Stellungen gut? Sie verdienten so viel, als Sie für Ihren Lebensunterhalt und für Ihre Bedürfnisse brauchten?"

„Jawohl," entgegnete die Gefangene.

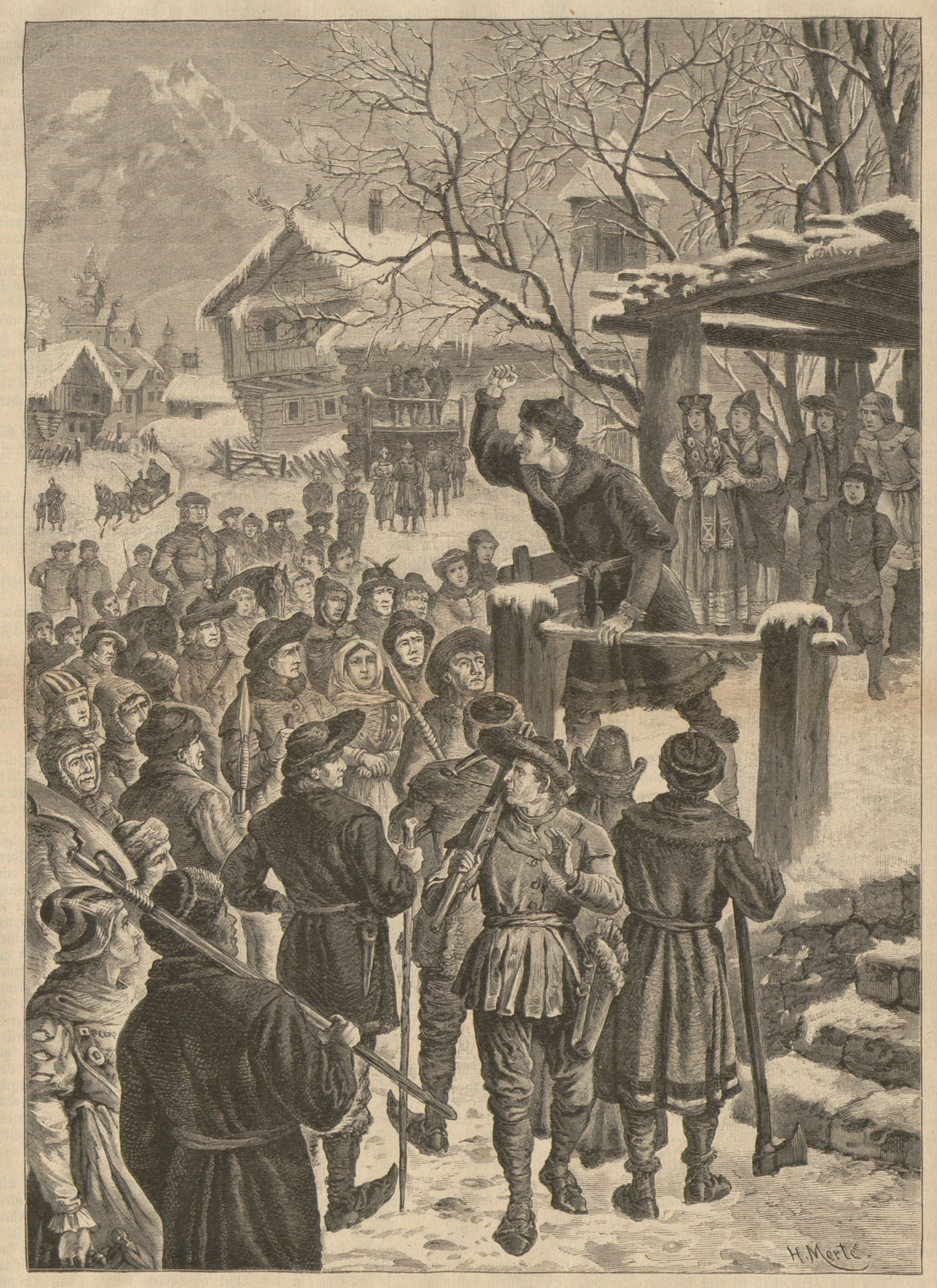
„Um so verdammenswerther ist es," sagte ich ernst, „daß Sie zur Diebin wurden."

Ich hatte bei diesen Worten fest und energisch die Gefangene angesehen und erwartete, daß sie ihren Blick zum Mindesten beschämt senken würde. Sie hielt aber meinen Blick ruhig aus und sagte dann:

„Ich bin unschuldig, ich schwöre es Ihnen. Ich habe nie in meinem Leben gestohlen und werde es nie thun. Die letzte Bitte, welche meine Mutter aussprach, als ich von ihr ging, war: ‚Bleibe ehrlich unter allen Umständen!' Ich habe diese



„Die Religion", Statue, ausgeführt von José Reynés. (S. 155)



Gustav Wasa unter den Bauern zu Mora. (S. 155)

Bitte meiner Mutter erfüllt, um meinetwillen und um ihretwillen. Ich bin keine Diebin!"

„Wie können Sie aber leugnen, das Geld genommen zu haben," sagte ich, „da man es doch in Ihrem Koffer fand? Wie soll das Geld dorthin gekommen sein?"

„Das weiß ich nicht, darüber kann ich nichts aussagen. Ich habe es nicht genommen und nicht in meinen Koffer gelegt!"

Auch diese Erklärung gab sie mit ruhiger Stimme ab, wenn sie auch nur mühsam die Thränen zurückhielt, und ihr Blick wich dem meinigen nicht aus.

„Es wird Ihnen aber," sagte ich, „Niemand diese Ausrede glauben, und Sie werden verurtheilt werden, wenn Sie nicht beweisen können, daß ein Anderer das Geld in den Koffer gelegt hat. Dieser Beweis dürfte Ihnen kaum möglich werden."

„Das weiß ich," entgegnete das Mädchen, „aber ich kann keine andere Aussage machen, als bisher."

„Dann weiß ich nicht, wie Ihnen zu helfen sein wird."

Ruhig erklärte die Gefangene: „Ich vertraue auch nur noch auf eine Hilfe, und das ist die Hilfe Gottes! Ich bin überzeugt, der Himmel wird es nicht dulden, daß eine Unschuldige verurtheilt und entehrt wird!"

Die Fragen, betreffend die Aufnahme, waren erledigt, und es lag mir noch ob, der Gefangenen eine Zelle für die Untersuchungshaft anzuweisen. Es war diese Zelle die letzte, über die ich verfügen konnte, denn gerade in jener Zeit war das Gefängniß außerordentlich über füllt.

Die Gefangene wurde abgeführt, und ich konnte nicht aufhören, an sie zu denken, während ich ihren Namen und ihre Personalien in das Register eintrug.

War sie schuldig oder unschuldig?

Gegen sie sprach die Beschuldigung ihrer Prinzipalin und die Auffindung des Kassenscheines; zum Theil, aber auch nur zum Theil, sprach für sie ihre Ruhe und ihr ganzes Betragen als Gefangene. —

Jener Tag sollte für mich noch mancherlei Ueberraschungen bringen. Es war kaum eine halbe Stunde verflossen, als ein Wärter erschien, der meldete, es begehre ein junger Mann Einlaß, der mich durchaus zu sprechen wünsche. Obgleich ich über die neue Störung nicht sehr erbaut war, ließ ich doch den Besucher vor.

Ich sah einen Mann vor mir am Ende der zwanziger Jahre, von anständigem und angenehmem Aeußern, der sehr erregt schien und sich mir als Buchhalter Neudorf vorstellte.

„Ich bin," begann er aufgeregt, „Buchhalter bei der Wittwe Hoppe. Heute ist Fräulein Miltenstein verhaftet worden, und ich kann beschwören, sie ist unschuldig!"

Ich sagte ihm: „Wenn Sie Beweise für die Unschuld der Verhafteten haben, so haben Sie diese nicht mir, sondern der Polizeibehörde zu liefern."

„Aber Sie," sagte Neudorf aufgeregt, „sind doch der Vorsteher dieses Gefängnisses; von Ihnen hängt es doch ab, ob Sie die Dame, die unschuldig ist, sofort entlassen wollen oder nicht."

„Sie irren sich," entgegnete ich ihm; „ich habe über die Entlassung oder über das weitere Verbleiben der Gefangenen gar nicht zu bestimmen, das ist Sache der Gerichte. Wissen Sie auch, daß gegen die Verhaftete ein schwerer Verdacht vorliegt, daß man in ihrem Koffer den vermißten Fünfzigthalerschein gefunden hat?"

„Gewiß," entgegnete Neudorf. „Aber das ist Alles Lug und Trug, das ist eine fürchterliche Intrigue, angezettelt aus Bosheit und Eifersucht; ich will Ihnen erzählen, wie die ganze Sache zusammenhängt. Ich bin erst seit einigen Wochen aus der Provinzialhauptstadt in das Geschäft der verwittweten Frau Hoppe eingetreten, und ich muß sagen, ich habe mich anfangs recht wohl dort gefühlt. Bald aber wurde mir meine Lage doch unbehaglich dadurch, daß nicht nur Frau Hoppe, sondern auch ihre Tochter mir eine auffallende Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit zeigten, und da ich auch nicht auf den Kopf gefallen bin, hatte ich es bald heraus, daß es Frau Hoppe gar nicht unangenehm wäre, wenn ich ihre Tochter heirathete. Jedenfalls aber hatten Frau Hoppe und ihre Tochter bemerkt, daß mir unsere Verkäuferin, Fräulein Johanna, nicht gleichgiltig war, und ich war wohl nicht vorsichtig genug in den Aufmerksamkeiten, die ich dieser Dame erwies. Ich scheue mich nicht, die Behauptung direkt auszusprechen, daß ein Bubenstück gegen die Unglückliche verübt wurde, und daß entweder durch Frau Hoppe oder durch eine Person, die sie dazu anstiftete, der Fünfzigthalerschein absichtlich in den Koffer der Verhafteten gelegt worden ist."

Ich sah mich veranlaßt zu erklären: „Wenn das Ihre ganzen Beweise sind, so werden Sie damit der Verhafteten wenig oder gar nicht helfen, ja vielleicht im Gegentheil ihr noch schaden. Sie werden aber vor Allem sich selbst große Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn Sie solche Behauptungen aufstellen, für die Sie gar keine Beweise haben, und durch welche eine bisher unbescholtene Frau eines schweren Vergehens bezichtigt wird."

Der junge Mann wollte etwas erwiedern, aber soeben erschien ein Gerichtsdiener, der mir meldete, daß schon wieder eine Untersuchungsgefangene eingetroffen sei, die ich aufnehmen sollte. Der junge Mann verabschiedete sich, und ich ließ mir die Gefangene vorführen.

Es war eine Frau im Anfange der Fünfziger und machte einen äußerst anständigen Eindruck. Sie war in Thränen aufgelöst und schluchzte, so daß ich den Schutzmann, der sie mir zuführte, erst weitläufig ausfragen mußte, weshalb denn die Dame verhaftet sei. Dieser erklärte, man habe sie abgefaßt, als sie falsches Silbergeld ausgab. Sie war fremd in der Stadt und behauptete, auf der Durchreise zu sein. Die Polizei hielt sie für eine Hochstaplerin oder für die Abgesandte einer Falschmünzerbande. Als weiterer Verdachtsgrund kam noch hinzu, daß die Verhaftete mittheilte, sie habe keinen festen Wohnsitz in Deutschland, sondern sich in den letzten Monaten bald hier, bald dort aufgehalten.

Ich wartete, bis sich die Eingelieferte etwas beruhigt hatte, und erfuhr dann von ihr, daß sie eine Frau Kosegarten sei, die auf der Durchreise begriffen und auf dem hiesigen Bahnhof nur ausgestiegen war, um am Büffet eine Erfrischung einzunehmen, daß unterdeß ihr Zug abgefahren und sie gezwungen worden sei, einige Stunden unfreiwilligen Aufenthalt in unserer Stadt zu nehmen. Um der Langeweile zu entgehen, hatte sie eine Droschke gemiethet und war in der Stadt herumgefahren. Als sie den Kutscher ablohnte, hatte sie ihm ein Geldstück gegeben, das sich als falsch erwies, das sie aber selbst als echt erhalten haben wollte. Schlimm für sie war der Umstand, daß unter ihrem übrigen Gelde noch ein weiteres Falsifikat sich vorfand.

Die Dame war ganz außer sich über ihre Verhaftung, betheuerte wiederholt unter Thränen ihre Unschuld, und mir machte ihre Inhaftirung insofern Unannehmlichkeiten genug, als ich nicht wußte, wo ich sie unterbringen sollte. Die letzte Zelle, die unbesetzt gewesen war, hatte ich für Johanna Miltenstein bestimmt. Die neu Eingelieferte war vielleicht ebenfalls nicht so schuldig, wie die Polizei annahm, und verdiente einige Rücksicht. Ihrer Sprache und ihrer Kleidung nach gehörte sie zu den gebildeten Ständen, und es wäre Unrecht gewesen, sie in einer Zelle unterzubringen, in welcher Landstreicherinnen oder notorische Verbrecherinnen in Untersuchung saßen. Es blieb mir nichts übrig, als sie in dieselbe Zelle zu bringen, in welcher Johanna Miltenstein saß, und dies war mir nicht angenehm, denn mir lag daran, das junge Mädchen in seinem Schmerz allein zu lassen. Da mir aber trotz allen Nachsinnens kein Auskunftsmittel einfiel, befahl ich, die Verhaftete ebenfalls in Zelle Numero 8 unterzubringen.

In später Abendstunde machte ich noch einmal die Runde durch die meiner Aufsicht unterstellte Anstalt, und kam eben durch die Frauenabtheilung nach meinem Bureau zurück, als ich leisen Gesang aus einer Zelle hörte. Nun verbietet die Gefängnißordnung auf's Strengste alles laute Singen und Sprechen innerhalb der Zellen, insbesondere nach acht Uhr Abends; ich wollte daher ziemlich ärgerlich Ruhe gebieten, als ich bemerkte, daß der Gesang aus der Zelle Numero 8 kam. Ich trat dicht an die Thüre und öffnete, was unbemerkt von den Gefangenen geschehen kann, den angebrachten Schieber.

Plötzlich verstummte das Lied, und die Gefangene begann laut zu beten. Sie sprach ein Kindergebet von rührendster Einfalt, aber mit Herzlichkeit und Andacht.

Das junge Mädchen hatte ihr Gebet beendet, als die mit ihr in derselben Zelle sitzende verhaftete Frau Kosegarten mit thränenerstickter Stimme fragte: „Woher kennen Sie dieses Gebet?"

„Von meiner Mutter," entgegnete die jüngere Gefangene.

Die ältere Frau fragte sie mit zitternder Stimme: „Wie heißen Sie, wie hieß Ihre Mutter?"

„Ich heiße Johanna Miltenstein," hörte ich das Mädchen noch sagen, dann erklang ein lauter Schrei, dann ein Schluchzen, aus dem ich nur die Worte vernahm: „Mein Kind! Meine Tochter! — Du bist mein Kind, das ich seit Wochen suche!"

Dann ertönte ein Hilferuf aus der Zelle, die ich sofort durch einen Wärter öffnen ließ, und ich fand, daß die ältere Gefangene, überwältigt von ihrer Bewegung, in Ohnmacht gesunken war.

Als Frau Kosegarten wieder zu sich gekommen war, theilte sie ihrer auf so überraschende Weise wiedergefundenen Tochter mit, daß sie in Amerika mit ihrem Manne sofort in große Ungelegenheiten gerathen sei, die sie verhindert hätten, ihr zu schreiben. Sie hatte eine Zeitlang in den dürftigsten Verhältnissen in New-York gelebt, wo auch ihr Mann gestorben war, bis sie eines Tages durch einen glücklichen Zufall erfuhr, daß das Loos einer Wohlthätigkeitslotterie, welches ihr Mann ihr einige Monate vor ihrer Abreise nach Amerika geschenkt hatte, in Deutschland mit dem zweiten Hauptgewinn von zwölftausend Thalern gezogen worden sei. Es gelang ihr darauf, von in New-York lebenden Deutschen das Reisegeld aufzutreiben, worauf sie nach Deutschland zurückgekehrt war. Sie hatte den Gewinn erhoben und beschäftigte sich jetzt damit, ihre Tochter aufzusuchen, deren Spur ihr vollständig verloren gegangen war.

Am nächsten Tage setzte die Mutter alle Hebel in Bewegung, um sofort vor den Untersuchungsrichter geführt und verhört zu werden. Sie verlangte, daß telegraphische Auskunft über sie eingeholt würde, und da sich alle ihre Angaben bestätigten, und der Untersuchungsrichter in der That annehmen mußte, daß sie nur durch einen Zufall in den Besitz der falschen Geldstücke gelangt sei, so verfügte er ihre Entlassung aus der Haft.

Ich interessirte mich so für die beiden Frauen, daß ich es für nöthig hielt, der aus dem Gefängniß entlassenen Mutter einen Wink zu geben, welcher dahin ging, sie solle sich mit dem Buchhalter Neudorf in Verbindung setzen, dem das Unglück ihrer Tochter sehr nahe zu gehen scheine.

— — — — — — — — — —

Neudorf war unterdeß nicht müßig gewesen, sondern hatte allerlei Versuche gemacht, die Unschuld Johanna's zweifellos festzustellen. Sobald seine Aufregung sich einigermaßen beruhigt hatte, und er wieder zu klarem Nachdenken gekommen war, sagte er sich selbst, daß er Frau Hoppe und ihrer Tochter gegenüber weder mit Gewalt noch mit Drohungen etwas ausrichten werde, daß aber vielleicht die Anwendung von List ihn sicher zum Ziele führen könne, deshalb stellte er sich schon am Abend des Tages, an welchem Johanna Miltenstein verhaftet worden war, so an, als glaube er an ihre Schuld. Was aber am wichtigsten war: er änderte sein Benehmen der Tochter des Hauses gegenüber. Er näherte sich ihr, er erwies ihr allerlei Aufmerksamkeiten, und am nächsten Tage schon machte er ihr eine halbe Liebeserklärung.

Seine List gelang über alles Erwarten. Mutter und Tochter waren von seiner Sinnesänderung entzückt und erwiesen ihm allerlei Aufmerksamkeiten, die er, wenn auch mit Widerwillen, erduldete. Ja, eine kleine direkte Zärtlichkeit gegen die Tochter, als er mit dieser einen Augenblick allein im Laden war, wurde von dieser so günstig aufgenommen, daß sie mit einer Gegenerklärung nicht zurückhielt.

Sie erklärte Neudorf mit einer Koketterie, die ihm das Mädchen noch verächtlicher machte, als bisher, daß sie für ihn sich schon sehr interessirt hätte, als die Mutter noch mit ihm in Engagementsverhandlungen stand. Er hatte bei seiner damaligen Meldung seine Photographie mitgeschickt, und diese hatte Fräulein Hoppe sich angeeignet und, wie sie jetzt gestand, immer mit sich herumgetragen. Zum Beweise zog sie die Photographie aus ihrer Kleidertasche, und als Neudorf nach dem Bilde griff, hüpfte Fräulein Hoppe lachend davon.

Als sie fort war, fiel Neudorf's Blick zufällig auf einen am Boden liegenden Schlüssel. Derselbe war augenscheinlich aus der Tasche des Mädchens in dem Augenblicke, in welchem sie die Photographie hervorzog, herausgefallen, ohne daß sie es merkte. Neudorf betrachtete diesen Schlüssel, der ganz neu und blank polirt war und dessen Bart eine eigenthümliche Form hatte. Es war ihm, als habe er einen Schlüssel von gleicher Form in den letzten Tagen irgendwo im Hause gesehen, ja er erinnerte sich . . . war es möglich? Eine solche Form hatte ja der Schlüssel, der zu Johanna's Koffer gehörte! Neudorf hatte diesen Schlüssel in den Händen des Polizeiverwalters gesehen, als das unglückliche Mädchen verhaftet wurde, und seine sonderbare Gestalt war ihm aufgefallen. Der Polizeiverwalter aber hatte jenen Schlüssel, der durchaus nicht mehr neu und blank war, mit sich genommen. Wie kam dieser neue Schlüssel von gleicher Form in die Kleidertasche des Fräuleins Hoppe?

Nach Tische benützte er die Gelegenheit, um unbemerkt nach dem Giebelstockwerk hinaufzuschleichen, wo sich die Kammer befand, welche Johanna bewohnt hatte. Die Thür war zwar verschlossen, aber der Schlüssel steckte im Schloß. Neudorf drehte denselben herum und betrat die nothdürftig möblirte Kammer. In einer Ecke derselben stand der Koffer der Verhafteten. Neudorf kniete vor demselben nieder und versuchte den gefundenen Schlüssel in das Schloß zu stecken. Sein Verdacht bestätigte sich, der Schlüssel paßte genau. Es war offenbar ein extra gearbeiteter Nachschlüssel.

Als Neudorf die Kammer verlassen wollte, begegnete er dem Dienstmädchen seiner Prinzipalin, welches ihn scharf ansah, um dann zu erklären: „Was suchen Sie da in der Kammer des armen Fräuleins Miltenstein? Wollen Sie sie noch unglücklicher machen?“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Neudorf überrascht.

„Nun, Sie sind mir auch der Rechte!“ entgegnete das Mädchen entrüstet. „erst machen Sie der armen Johanna den Hof und thun, als ob Sie wer weiß wie sehr in sie verliebt wären, und kaum ist sie im Unglück, so wenden Sie sich an unser Fräulein. Aber ich sage Ihnen, die Unschuld der armen Eingesperrten wird schon noch an den Tag kommen!“

Neudorf zog das Mädchen halb mit Gewalt in die Kammer hinein, die er soeben verlassen hatte, und bat sie im Flüstertone sich deutlicher zu erklären.

Das Mädchen, das über seine geheuchelte Annäherung an Fräulein Hoppe sehr entrüstet war, wollte zuerst mit der Sprache nicht heraus, endlich erzählte sie auf sein dringendes Zureden Folgendes: „Das Fräulein Johanna war stets sehr gut gegen mich und erwies mir allerlei Gefälligkeiten. Vor ein paar Tagen hatte sie mir etwas Band zu meinem Markthut versprochen; es wohl aber vergessen, denn als ich zu Markte gehen wollte, um für die Küche einzukaufen, kam ich in den Laden und fragte Fräulein Johanna, ob sie mir das Band nicht geben könne, weil ich es noch rasch auf meinem Hut befestigen wollte. Das war gestern früh, also bevor sie verhaftet wurde. Fräulein Johanna war sehr beschäftigt, aber sie gab mir ihren Schlüssel und erlaubte mir, nach ihrer Kammer zu gehen und aus ihrem Koffer das Band zu holen. Ich that das auch und suchte den ganzen Koffer durch. Von dem Fünfzigthalerschein, den das Fräulein genommen haben soll, habe ich aber nichts gesehen, und der hätte doch schon in dem Koffer sein müssen, denn Fräulein Johanna ist nach mir bis zur Haussuchung nicht mehr in der Kammer gewesen. Als ich aber vom Markte kam, sah ich Frau Hoppe hier aus der Kammer treten. Sie schien sehr verlegen zu sein und sagte gewissermaßen zu ihrer Entschuldigung, sie habe nur einmal nachsehen wollen, ob die Kammer aufgeräumt sei. Eine halbe Stunde später fing sie an, Lärm zu schlagen und zu behaupten, es wäre ihr ein Fünfzigthalerschein gestohlen worden.“ —

Neudorf stürzte fort. Er eilte geradeswegs zum Polizeiverwalter der Stadt, dem er ausführliche Mittheilung machte. Der Beamte erklärte sich bereit, Neudorf sofort zu Frau Hoppe zu begleiten, um dort Verhör und Untersuchung anzustellen.

Am Abend des Tages, an welchem Frau Kosegarten aus der Haft entlassen worden war, gab es für mich im Gefängniß noch eine große Ueberraschung. Johanna Miltenstein wurde auf Anordnung der Polizei als unverdächtig entlassen, und ihren Platz in der Zelle nahm Frau Hoppe ein.

In der bald darauf stattfindenden Gerichtsverhandlung nahm Frau Hoppe alle Schuld auf sich, so daß gegen ihre Tochter kein Verfahren eingeleitet werden konnte. Die Richter billigten ihr — auf flehentliches Bitten Johanna's — mildernde Umstände zu und bestraften sie mit drei Monaten Gefängniß, die sie bei mir in der Anstalt verbüßte.

Die Mutter Johanna's, welche natürlich sofort ihre Tochter aus dem Hoppe'schen Geschäfte nahm, ließ sich in unserer Stadt nieder. Neudorf führte wenige Monate darauf seine Johanna zum Altar und errichtete im Orte selbst ein Geschäft, das bald außerordentlich blühte.

Frau Hoppe sah sich gezwungen, ihm, nachdem sie wieder aus dem Gefängnisse entlassen worden war, ihr eigenes Geschäft um billiges Geld zum Kaufe anzubieten, denn ihre ganze Kundschaft hatte sich von der Frau, welche in so schändlicher Weise gehandelt, abgewendet. Sie verließ daher auch schleunigst mit ihrer Tochter die Stadt, wo sie in allgemeinen Bann gethan war. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Weissagung des Sterndeuters. — Nach der 1634 zu Eger erfolgten Ermordung Wallenstein's kam der alte Astrologe Johann Baptista Seni, dessen Sterndeutereien den einstmals so übermächtigen Kriegsherrn so sehr beeinflußt hatten, nach dem Schlosse Trebnitz zu Maximilian v. Waldstein, einem Verwandten des ermordeten Feldherrn, der als leidenschaftlicher Jäger stets einen Kreis von Freunden des edlen Waidwerks um sich versammelt hielt. Eines Abends, als die Herren nach den Freuden der Jagd beim frohen Mahle zusammen saßen und der reichlich genossene Wein die Zungen gelöst hatte, begann man sich über des Astrologen Weissagungen lustig zu machen. Lange hörte Seni den Spott geduldig an, endlich aber erhob er sich, verwies den Herren ernst ihren Spott und sagte: „Die Kunst der Weissagung ist keine Täuschung. Aber nur das von Leidenschaft freie Auge vermag zu lesen, was in den Sternen geschrieben steht. Und aller Menschen unabwendbares Schicksal steht dort seit Ewigkeit her aufgezeichnet.“

Die ernste Rede des alten Mannes hatte ihre Wirkung auf die Gäste nicht verfehlt; Viele schauten plötzlich sehr nachdenklich drein. Nur ein junger Edelmann, Karl v. Würben, war nicht zu bekehren. In jugendlichem Uebermuthe rief er: „Wenn Du nicht als Lügenprophet gelten willst, so zeige, was Du kannst. Sage mir einmal, wie und wann ich aus dem Leben scheiden werde!“

Auch die übrigen Gäste begannen dem Junker beizustimmen und sprachen den Wunsch aus, der Astrolog möchte doch seinem Begehren willfahren. Da gab Seni nach und verhieß, ihm das Horoskop zu stellen. Nur von einem Diener begleitet, bestieg der Astrologe den Schloßthurm. Dort schaute er nach den Gestirnen und verrichtete Mancherlei, was seinem unwissenden Begleiter als Zauberei erschien. Endlich kehrte er zur Gesellschaft in den Saal zurück, wo ihn die seiner Harrenden umringten.

„Nun, was ist es?“ fragte Würben leichthin. Des Alten Blick aber verkündete nichts Erfreuliches.

„Wisset, Junker,“ entgegnete er, „daß Ihr keine vollen drei Jahre mehr leben, und — so wunderbar mir dies auch selbst vorkommt — im dritten Jahre Euren Tod, und zwar hier in Mähren durch einen Löwen finden werdet.“

Ein lautes Gelächter der Anwesenden war die Antwort auf die feierlich abgegebene Weissagung des Sterndeuters, der indeß, ohne eine Miene zu verziehen, allen Hohn und Spott über sich ergehen ließ und sich endlich schweigend entfernte.

Der junge Würben hatte Seni's Weissagung bald vergessen, und auch die Anderen dachten nicht mehr daran. So kam das Jahr 1637 allmälig heran. Jetzt theilte Waldstein dem Vater des jungen Würben jene Vorhersagung Seni's mit. Der alte Freiherr v. Würben war ein sehr abergläubischer Mann, daher beunruhigte ihn diese Nachricht derartig, daß er seinem Sohne für den Lauf dieses Jahres nicht nur alles Jagen untersagte, sondern ihn auch während dieser Zeit nicht aus dem Schlosse ließ. Er sorgte jedoch dafür, daß sich mancherlei Gegenstände in den Gemächern des Junkers befanden, die ihn an seine Lieblingsbeschäftigung, die Jagd, erinnerten, auch war man von allen Seiten bemüht, dem jungen Würben seine auferlegte Haft zu erleichtern. Niemandem gelang dies indeß besser, als seiner Base Bertha v. Waldstein. Bereits früher hatte Karl das schöne Mädchen kennen gelernt; häufig war er an ihrer Seite fröhlich in den Forst gezogen und hatte ihre Gewandtheit bewundern können. Jetzt begleitete sie öfter ihren Vater zu Würben und brachte manche Stunde bei ihm zu. In solchen glücklichen Augenblicken vergaß der Junker dann seine Sehnsucht nach den Freuden der Jagd völlig. —

Schon neigte sich das Jahr 1637 seinem Ende zu. Eines Morgens — es war zwei Monate vor seinem 24. Geburtstage — weckten den jungen Würben Hör-

verklang und fröhliche Jagdrufe. Der Junker eilte an's Fenster und erblickte inmitten seiner Jagdgenossen Bertha hoch zu Roß. Ihr zur Seite aber ritt ein stattlicher Jüngling, den er noch niemals gesehen hatte. Im vertraulichen Gespräche mit dem Unbekannten sprengte sie dahin, ohne auch nur einen Blick nach seinem Fenster zu werfen. Das war dem Vergessenen zu viel, dessen Herz neben Entbehrung und Langeweile jetzt auch wilde Eifersucht quälte. Mit seinem Geschicke hadernd, schritt er im Zimmer heftig auf und ab. Da fiel sein Blick plötzlich auf das große Wappenschild unter dem an der Wand hängenden Porträt des Grafen Maximilian v. Waldstein. Vier Löwen waren hier in quadrirtem Schild einander gegenüber gestellt. Beim Anblick dieser Löwenbilder gerieth er in unbändigen Zorn und mit den Worten: „Verfluchtes Thiergeschlecht!" führte er einen kräftigen Hieb mit der Faust nach einem der gemalten Löwen. Sein ohnmächtiger Zorn blieb jedoch nicht unbestraft; ein in der Wand befestigter Nagel verletzte seine Rechte dabei. Der Zornige achtete aber nicht auf die Verletzung. Am Abend kam die Jagdgesellschaft und auch Bertha heim. Sie eilte sofort nach den Gemächern des Geliebten und brachte den Unbekannten mit, den sie ihm lächelnd als ihren Bruder vorstellte. Würben schwieg beschämt und schalt sich selbst wegen seiner thörichten Eifersucht. Am nächsten Tage verspürte er heftige Schmerzen an der verletzten Hand, die sich von Stunde zu Stunde steigerten. Man rief den Dorfbader zur Hilfe, der an der Hand herumquacksalberte. Das Uebel steigerte sich aber, der Brand trat zur Wunde, und wenige Tage später war Würben eine Leiche. So erfüllte sich, wie eine böhmische Chronik berichtet, die Weissagung Seni's, des Sterndeuters Wallenstein's. [E. K.]

Wie man sich heraushilft. — Der seiner Zeit berühmte, aber sehr leichtsinnige und ausschweifende Schauspieler Cooke gastirte eines Abends im Theater zu Dublin.

Als er die Bühne betrat, waren in seinem Antlitz Zeichen der höchsten Aufregung bemerkbar; die Versammlung hielt das für die Folge eines durchdachten Spieles; Diejenigen aber, die seine Schwäche kannten, schrieben seine hochgradige Erregtheit — einem Rausche zu. Als der Beifallssturm, mit dem man ihn empfing, verrauscht war, wollte der große Mime seine Rolle beginnen, brachte aber kein Wort hervor; sein Gedächtniß war plötzlich geschwunden, sein Gehör dem Flüstertone des Souffleurs verschlossen. Verzweifelnd schlug er sich vor Brust und Stirne und rannte, sich die Haare raufend, auf der Bühne herum. Das Publikum hielt dies wieder für eine meisterhafte „Nuance" und applaudirte hingerissen. Als aber der Menschendarsteller absolut kein Ende seiner Mätzchen und keinen Anfang seiner Rolle zu finden schien, wurde das Auditorium unruhig. Da trat Cooke plötzlich an die Rampe und sprach mit thränenerstickter Stimme und in abgerissenen Sätzen folgende Rede: „Gentlemen! Sie sind ein merkantilisches Volk und kennen den Werth des Geldes. — Tausend Pfund — mein Alles — ich borgte sie einem Freunde — gingen mir soeben verloren! — Zudem — mein einziger Sohn — o, haben Sie Nachsicht mit den Gefühlen eines Vaters — ein braver Junge, wie je einer für die Sache des Vaterlandes focht, er ward getödtet! — Vor wenigen Stunden empfing ich die Trauerkunde! — Mein einziger Trost ist nur, daß er für seinen König starb!" . . . . Hier versagte ihm die Stimme, er bedeckte sein Gesicht und verließ schwankend die Bühne. — Die innigste Theilnahme für den Mann wurde im Zuschauerraume laut, Alles stand auf und verließ das Theater, die Frauen schluchzten laut, und die Männer hatten kein Wort des Verdrusses. — Die Wahrheit aber war die, daß Cooke nie in seinem Leben — weder tausend Pfund, noch einen Sohn besaß, und, da er sich auf seine Rolle absolut nicht besinnen konnte, jenes Märchen nur erfunden hatte, um sich einen guten Rückzug zu sichern. — Cooke starb anfangs der vierziger Jahre im Säuferwahnsinn, nachdem ihn sein Laster schon seit mehreren Jahren auf der Bühne unmöglich gemacht hatte. [Kl.]

Humoristisches.



Unbedenklich.

A.: Fabelhaft, was für gräßliche Unglücksfälle jetzt wieder in den Zeitungen berichtet werden! Darf ich Ihnen vorlesen? — Es ist allerdings haarsträubend —

B.: Bitte, schießen Sie getrost los, ich habe eine Perrücke auf.



Moderne Kinder.

Lieschen: Jetzt kommt, seit Du hier bist, Vetter Moritz schon zum dritten Male, um uns mit seiner Ziegenbockequipage spazieren zu fahren! Du! Du! Das hat etwas zu bedeuten!

Aennchen: O! ich muß es dem Armen wirklich schonend beibringen, daß ich nicht mehr frei bin!

Ueberboten. — Der ungeheuer reiche russische Fürst Demidoff unterhielt sich in Paris mit einem sehr reichen Bankier. Die Unterhaltung stockte, und, um nur etwas zu sagen, äußerte der Russe: „Sie tragen da eine reizende Tuchnadel, mein Herr."

„Das will ich meinen," antwortete der Bankier, indem er sich stolz blähte, „es ist in der That ein sehr seltener Stein, den Sie noch nicht oft gesehen haben dürften!"

„Ich weiß," erwiederte der Fürst, „ich habe in meinem Salon zu St. Petersburg einen Kamin aus diesem Stein!" [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 19:
Wer hat nicht schon das, was er sich zutraut, für das gehalten, was er vermag.

Buchstaben-Versetzungs-Räthsel.

1) Eigelb, 2) Feile, 3) Eiland, 4) Traun, 5) Weinland, 6) Edirne, 7) Dalberg, 8) Makrele, 9) Serail, 10) Assuan, 11) Arglos, 12) Vater, 13) Eros, 14) Borneo, 15) Amsel, 16) Serbe, 17) Tarent.

Aus jedem der obigen Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. Die neuen Wörter bezeichnen: 1) einen deutschen Dichter, 2) ein Gebirge, 3) einen Propheten, 4) eine unangenehme Eigenschaft, 5) einen Stoff, 6) einen Untergebenen, 7) eine Hauptstadt, 8) eine beliebte Art der Geschäftsempfehlung, 9) einen alttestamentlichen Namen, 10) ein deutsches Land, 11) eine Stadt in Hannover, 12) einen deutschen Fluß, 13) eine Blume, 14) eine Weber'sche Oper, 15) einen Frauennamen, 16) einen Schriftsteller der Gegenwart, 17) ein Thier.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Sprichwort. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung von Nr. 19:
des Räthsels: der Buchstabe G.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.